Die Visitenkarte.

(Fortsetzung.)

„Papa, das gehört in das Gebiet dessen, von dem Du eingeräumt hast, daß Du es nicht zu wissen brauchst — was Du zu wissen brauchst, ist, das ich diese Karte fand."

Sie zog die Karte aus einer Falte ihres Kleides hervor und gab sie dem Präsidenten.

„Max Stein, Referendar," las dieser. „So, nun gib mir sie zurück."

„Ist sie Dir so wichtig?"

„Gewiß — so etwas muß man doch aufbewahren!"

„Wie Du meinst! Da nimm. Und dann?"

„Dann? Nun dann," versetzte Sidonie ein wenig zögernd und erröthend, „dachte ich darüber nach, ob wohl ein solcher wildfremder Mensch im Schweizerhause gewesen und ob er mich da schlafend liegen gesehen und was er wohl gedacht habe...."

„Von einem jungen Mädchen, das am hellen Mittage schläft!"

„Ach Papa — es war aber so heiß an dem Tage!"

„Und doch — es hat ihm gewiß in hohem Grade mißfallen.... er hat Dir sagen wollen: sieh', wenn Du so träge schläfst, kann ja jeder Fremde hier eindringen und Alles nehmen, was im Zimmer ist, und dazu hat er Dir dein Taschentuch genommen, um Dich durch Schaden klug zu machen!"

„Meinst Du, Papa, daß er es bloß deßhalb gethan hat?" fragte Sidonie wie nachdenklich mit leisem Kopfschütteln.

„Wozu sonst?"

„Ja sieh', Papa, ich habe so viel darüber nachgedacht...."

„Hast Du in der That?"

„In der That. Und wenn er mir bloß das hätte sagen wollen, weßhalb hat er mir denn seine Karte da gelassen?"

„Hm — wohl nur, damit Du nicht glauben sollst, es sei ein einfacher Dieb da gewesen. Und nun, hast Du nach diesem Herrn Max Stein Nachforschungen angestellt?"

„Freilich, Vater.... da er Referendar ist, muß er doch, dacht' ich, im Terminkalender stehen, und darin habe ich ihn auch richtig gefunden. Max Stein, Referendar beim Bezirksgericht zu M. Und da dacht' ich, weil das Bezirksgericht M. zu Deiner Provinz gehört, so müssest Du auch seine Personalakten irgendwo haben...."

„Ich bewundere Deine Kenntnisse der Gerichtsorganisation, mein Kind! Und Du begannst nun in meinen Akten zu suchen und fandest auch richtig mit weiblichem Spürsinn denn über Max Stein handelnden Fascikel, bei dessen Studium ich Dich überraschte! Nun, was sagt er über Max Stein?"

„O nichts Schlimmes, Papachen — wahrhaftig nichts Schlimmes. Nur einmal...."

„Nur einmal — was hat sich nur einmal mit ihm ereignet, was nicht recht über Deine Lippen will?"

„Du hast oft selbst gesagt, Papa, es sei nichts Schlimmes, wenn ein junger Mann einmal durch's Examen falle — das könnte dem Fleißigsten und Solidesten begegnen, die oft später die intelligentesten Richter würden."

„Hab' ich? Nun vielleicht! Also durchgefallen ist er...."

„Aber nur einmal — durch das Auskultatorexamen mit der schriftlichen Arbeit.... über den Unterschied zwischen der Emphy.... Emphy...."

„Der Emphyteusis und der Superficies?"

„Ja, so wird es sein — welche wunderlichen Ausdrücke Ihr habt und wie grimmig schwer wird das sein! Aber sonst, Papa, liegt nichts, gar nichts gegen Max Stein vor; er ist der Sohn eines Gymnasialdirektors in M., hat in Bonn und Berlin studirt...."

„Wo er durchgefallen ist."

„Nun ja — aber nur ein einziges Mal, Papa, und das wegen dieser abscheulichen Emphy — wie nanntest Du es? Mein Gott, man kann es ja nicht einmal aussprechen und da ist es doch kein Wunder, daß man über solch' ein widerspenstiges Ding, wenn es einem in den Weg kommt, fällt....nicht wahr, Papa, Du läßt es ihn auch nicht entgelten....und Du.... Du...."

„Nun, ich?"

Sidonie schlug mit einem unnachahmlichen Blick wie von flehentlicher Mahnung die Augen zu ihrem Vater auf und sagte:

„Papa, Du thust ihm nichts!"

„Ich ihm thun? Was könnte ich ihm thun, diesem ohnehin schon schwer Geprüften?"

„Ich meine nur, Du könntest es ihm übel deuten, daß er so keck war und .... Du könntest ihm nun ungnädig gesinnt werden und ihn weniger fördern, wie Du es sonst gethan hättest, wenn er seinen ‚hohen Chef' braucht...."

„Ach Du bist ein kleiner Narr! Und nun machen wir ein Ende mit diesem Herrn Stein. Versprich mir, daß Du mir niemals wieder Dein vorwitziges Näschen in meine Akten stecken willst! Sonst müßte ich Dir das Mißtrauensvotum geben, mein Arbeitszimmer vor Dir zu verschließen. Und jetzt geh' und sieh', ob nicht bald angerichtet wird!"

„Ich gehe, Papa; erst muß ich Dir sagen, daß Fräulein Johanna Volkhain bei mir war — sie wünscht, daß ich morgen zum Thee zu ihr komme — Fräulein Johanna, Papa," fuhr Sidonie, mit ihren hellen Schelmenaugen ihren Papa sehr lustig anblitzend, fort, „ist seit einiger Zeit so auffallend zärtlich gegen mich, obwohl sie doch so viel älter ist als ich, daß sie an mir jungem Ding unmöglich etwas haben kann...."

„Ach — Du Spötterin!" rief der Präsident mit einem geschmeichelten Lächeln und einer Miene aus, die verrieth, daß er diesen Spott durchaus nicht übel nehme.

„Ich habe ihr versprochen zu kommen," fuhr Sidonie fort, „wenn Du am Abend kommen und mich abholen würdest — und sie hat gesagt Du würdest gewiß so freundlich sein....hat sie Recht, Papa?"

„Muß ich denn nicht, wenn ihr Beide wollt?" antwortete der Präsident. „Aber jetzt geh'!"

Sidonie schlüpfte davon und der Präsident ging in ein Nebenzimmer, um sich seines Sessionsfracks zu entledigen.

Er ging dann, die Händen auf dem Rücken, einige Male in seinem Arbeitszimmer auf und ab, und sagte für sich hin:

„Kecker Streich das von diesem Herrn Max Stein! Die Folge ist nun, daß sich Sidoniens Gedanken auf's Lebhafteste mit diesem Unbekannten beschäftigen. Wie sie sich im Terminkalender und seinen Personalakten schon über ihn unterrichtet hatte! Als ob ihr ganzes kleines Herz schon in Flammen stände für ihn! Was ist bei solch' einer unbeschäftigten Mädchenphantasie nicht möglich! Die saugt sich mit solch einem Luftbilde voll und ist daran verloren, ehe sie's selbst weiß. — Wenn ich nicht irre — er ist mir auf meiner letzten Inspektionsreise in M. unter mehreren Andern vorgestellt — wenn ich nicht irre, ist dieser Stein ein hübscher Mensch, groß, dunkel, mit einem träumerischen dunklen Auge—ganz der Rechte, wenn sie ihn sähe, ihr vollends den Kopf zu verdrehen, der kleinen Närrin! Und das wäre durchaus nicht, was ich wünsche ....ein Mensch ohne Vermögen, mit der glänzenden Aussicht, wenn er nicht durch das Staatsexamen fällt, nach Jahren sich einmal der Lieblichkeiten einer Kreisrichterexistenz zu erfreuen! Nein, nein, ich muß sehen, Sidonien von ihren Phantasien so bald wie möglich zu kuriren — etwas zu finden, was ihr ihren Max Stein gründlich verleidet!" — —

„Und Fräulein Johanna war hier! Während ich in der Sitzung war.... Sollte sie das nicht gewußt haben?" —

III.

Bei dem Vorhaben, welches der Präsident von Röber gefaßt, sein Töchterchen von ihrer Phantasie zu kuriren, schien ihm in ganz absonderlicher Weise der Zufall zu Hülfe zu kommen. Es ließ sich am andern Abend ein junger Mann bei ihm melden, ein junger Jurist aus einer andern Stadt der Provinz, der ihm seine Aufwartung zu machen wünschte. Der Präsident nahm ihn an und sah einen schmächtigen, blatternarbigen und sehr blöde auftretenden Jünglig bei sich erscheinen, dem die groß vorliegenden und krankhaft gerötheten Augen etwas auffallend Häßliches gaben — es kam noch hinzu, daß der arme, von der Natur stiefmütterlich behandelte Mensch ein wenig stotterte.

Der Präsident bat den Herrn Referendar Platz zu nehmen, und während dieser seine Anrede vervollständigte und mit einigen Hemmnissen der Zunge kämpfend, sein Anliegen beim Herrn Präsidenten vorbrachte, dachte der Letztere:

„Heureka! Du bist mein Mann!"

Als der junge Mann nach einer Weile sich erhob, sagte er deßhalb:

„Bleiben Sie doch noch; ich unterhalte mich immer gern mit den jungen Herren, denen die Zukunft gehört, die ja berufen sind, uns Aeltere einmal zu ersetzen und wohl auch zu überholen — trinken Sie eine Tasse Thee mit mir, mein lieber Herr Seyfried — meine Tochter wartet damit bereits auf mich — folgen Sie mir, wenn ich bitten darf — aber da fällt mir ein: Sie heißen Seyfried...."

„Wilhelm Seyfried, Herr Präsident," antwortete durch die Huld seines Chefs geschmeichelt der Referendar mit einer Verbeugung.

„So erlauben Sie mir, daß ich Sie unter einem andern Namen meiner Tochter vorstelle — sie hat im vorigen Winter eine innig geliebte Freundin, die Seyfried hieß — der Name ist ja nicht selten — auf eine schreckliche Weise verloren; dies unglückliche Fräulein Seyfried.... Fräulein Anna Seyfried hat sich bei der Explosion einer Petroleumlampe verbrannt...."

„Ach — wie schrecklich!" stotterte voll Mitgefühl über das tragische Ende seiner Namenscousine der junge Mann.

„Und ich möchte bei meinem Kinde die kaum vernarbte Wunde nicht wieder aufreißen, indem ich den Namen vor ihr ausspräche" — fuhr der Präsident fort; „wir könnten ja einen beliebigen andern wählen, den ersten besten.... etwa.... etwa Fels oder Stein — ist nicht in M. ein Referendar Max Stein? Gut, so gebe ich Ihnen diesen Namen! Nicht wahr, es ist Ihnen völlig gleichgültig?"

Herr Seyfried war weit entfernt, gegen den Vorschlag seines Chefs irgend einen Widerspruch zu wagen.

Er folgte dem Präsidenten durch eine Flügelthüre in einen eleganten Salon, aus diesem durch eine grüne Portiere in ein kleineres Gemach, in welchem Fräulein Sidonie in einer Ecke stand und eben die Spirituslampe unter einem siedenden Samowar anfachte.

„Ich bringe einen Besuch, liebes Kind," sagte ihr Vater, während sie sich zu dem Eintretenden umwandte, — „der Name des Herrn wird Dir, die Du den Terminkalender so gut kennst, nicht unbekannt sein, Herr Referender Max Stein aus M."

„Ah.... Stein!...." Das junge Mädchen stand ebenfalls wie Stein. Sie stand und starrte den schmächtigen und pockennarbigen Jüngling, der sich tief vor ihr verneigte, an, als ob sie eine Vision vor sich stehen sehe — es war gut, daß er sich so tief vor ihr verbeugte und dann den Cylinder, den der Präsident Miene machte ihm abnehmen zu wollen, in die nächste Ecke unterzubringen ging — er hätte sonst unausbleiblich die niederschmetternde Wirkung seiner Erscheinung wahrnehmen müssen.

Der Präsident verwickelte nun seinen jungen Gast sofort in ein Gespräch, während dessen er mit schadenfrohem Lächeln heimlich Sidonie beobachtete; er sah, wie sie sich zu dem Theegeschirr langsam, mehrmals nach einander heftig anfathmend, zurückwandte, wie die Tassen in ihrer Hand zitterten und die Löffelchen rasselten, wie sie endlich die gefüllten Tassen nicht wie sonst selber einzeln darbot, sondern sie zusammen auf einem kleinen Präsentirbrett auf den runden Tisch in der Mitte des Zimmers stellte, und den Herren überließ, sie sich selbst zu nehmen. Dann setzte sie sich still in einen Schaukelstuhl, so daß sie dem Licht den Rücken wandte, und warf verstohlene Blicke von der Seite auf den jungen Mann, der so viele Stunden hindurch der Mittelpunkt ihrer Träumereien gewesen! Es war, als bedürfe sie immer auf's Neue des Zeugnisses ihrer Sinne, um sich zu überzeugen, daß Max Stein dieser Mann sei,. daß Max Stein solche Knöpfe von Augen haben, daß Max Stein so absurd stammeln könne!

Endlich — es war, als Herr Seyfried mit einem außerordentlich komischen Stottern an dem Worte Paraphernalia würgte — endlich lachte sie plötzlich still für sich auf, und kämpfte dann offenbar noch länger mit dem Drang, laut zu lachen.

Der Präsident bemerkte es. Er hatte Alles erreicht, was er wollte.... begann Sidonie nun aber die Sache komisch zu nehmen, so konnte sie sich auch versucht fühlen, sich in's Gespräch zu mischen, und eine Konversation mit dem jungen Manne anzuknüpfen, und das war am Ende gefährlich und brachte zu Auseinandersetzungen, die das Qui pro quo aufhellen konnten.... Der Präsident nahm also Bedacht darauf, das Gespräch seinem Ende zuzuführen und dem jungen Manne anzudeuten, daß er sich beurlauben dürfe.. der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan.

Aber Herr Seyfried war unterdeß, was man nennt, warm geworden — nachdem er das Wort Paraphernalia glücklich herausgebracht, begann seine Rede recht flüssig dahinzugleiten; auch schweiften seine Blicke zuweilen mit einem unverkennbaren Interesse nach dem reizenden jungen Mädchen hinüber; er machte einige Bemerkungen, die darauf berechnet schienen, sie in's Gespräch zu ziehen, und als dieß fruchtlos blieb, trieb er die Verwegenheit so weit, die direkte Frage an sie zu richten, ob sie es den ganzen heißen Sommer hindurch in der Stadt aushalte, ferne von reiner frischer Landluft und kühlem Waldesschatten.

(Fortsetzung folgt.)

Eröffnung der Salvator-Quelle in München.

Große Ereignisse pflegen manchmal von außergewöhnlichen Naturscheinungen begleitet zu sein; gut, wenn sie keine ominöse Bedeutung haben! So geschah es, daß gerade am Tage der heiligen Gertraud, die „Salvator-Quelle" in der Münchener Vorstadt Au, die, wie fast alle Quellen, auf einem Berge entspringt, in derselben Morgenstunde dem Publikum erschlossen wurde, in welcher der große Regisseur des Welttheaters einen mit allen physikalischen Attributen inscenirten Aequinoctialsturm wüthen ließ, wie nur je einer, aus Nordostwind, Eis und Schneeflocken zu sammengesetzt, ein menschliches Antlitz geröthet hat. Wind ist erwärmte Luft, lehrte unser Lehrer der Physik; von Wärme war jedoch an diesem denkwürdigen Morgen nichts zu verspüren; im Gegentheil, es war kalt, bitter kalt. Allein weder Kälte noch Schneegestöber, weder Wind noch Regen, überhaupt gar keine Elementar-Erscheinungen sind im Stande, in München ein so freudiges Ereigniß zu unterdrücken, wie die Eröffnung einer Quelle, aus welcher Bier hervorströmt, und noch weniger, wenn dieses Bier von der Qualität eines Salvator-Biers ist, das seinen Namen nicht umsonst führt, da es an habituellen Unterleibsbeschwerden Leidenden schon häufig als remedium probatum gedient haben soll. Das Gebräu (nicht Fabrikat) wird in der Regel nur in dem großen Etablissement der Gebrüder Schmederer (diesmal braute ausnahmsweise auch Zacherl Salvatorbier) erzeugt, gehört unter die Luxusbiere und kommt nur um Ostern drei bis vier Wochen lang zum Ausschank. Sein Vorzug liegt weniger im Geschmacke, als in seiner belebenden, weinartigen Wirkung. Es enthält nur wenig Lupulin (Hopfenbitter) und ist süßer wie gewöhnliches Bier, daher es auch nicht auf den Versandt berechnet wird. Auch bleibt ohnehin wenig zu versenden, denn die Münchener trinken es selbst. Auch ich habe seine Wirkung erprobt und gefunden, daß es eine angenehme Wärme des Körpers vermittelt und eine recht behagliche Gemüthsstimmung erzeugt; man wird heiter, und vorhandene Lebenssorgen und andere Feinde des Humors pflegen sich nach seinem Genusse rasch zu verduften und weit über die Grenzen kühler Betrachtung zu fliehen. Man darf es daher nicht mit jener dunklen Flüssigkeit verwechseln, die gegenwärtig bei Ihnen unter dem euphemistischen Namen; „Bairisch Bier" gang und gäbe ist.

Allen Cultur-Völkern der Erde sei es daher hiermit verkündet, die große Salvator-Bierhalle in der Au ist eröffnet! Feine Beobachter konnten schon Tags vorher eine eigenthümliche Bewegung in den großen Volksmassen wahrnehmen. Gruppen bildeten sich um den noch verschlossenen Tempel des heiligen Gambrinus, dem hier die höchste Verehrung nicht vorenthalten wird; und sehnsüchtige Blicke schweiften über die Isar. Wußte doch Jedermann in der Stadt, daß Samstags Abends schon eine Zahl Bevorzugter, besonders Eingeladener, darunter der gesammte Magistrat, seinen Bürgermeister an der Spitze, die Güte des Stoffes prüfen würde, und hoffte doch Mancher bei dieser Gelegenheit mit „hinein zu rutschen." Heute aber stehen die Pforten des Tempels weit auf, und das Bild über demselben, ein den Gnomen zu seinen Füßen kredenzender Bacchus, ist offenbar von einem denkenden Jünger der bildenden Künste entworfen, denn es ist ein sehr charakteristisches Embleme. So viel auch die Kritik an der Zeichnung und Technik in der Malerei daran auszusetzen haben mag, es trifft dennoch den Nagel auf den Kopf! — Schallende „Bockmusik" empfing uns in dieser Wallfahrtskirche der Feinschmecker; und kaum hatten wir uns Schnee und Eis aus dem Gesichte gewischt, als wir uns auch schon, entgegen der Praxis im Hofbräuhause, von einem leidlich hübschen „Münchener Kindl" bedient sahen. Das Orchester der Bockmusik besteht in einer glücklichen Zusammenstellung von lyrischen und romantischen Instrumenten. Eine Flöte und eine Harfe, gespielt von einer 60jährigen „Harfenistin," werden von drei Violinen begleitet, bei welchen ich jedoch nicht zu unterscheiden vermochte, welche die Prima und welche Secunda repräsentirte. Die Auswahl der Compositionen aber gab der Feierlichkeit erst die richtige Weihe. Das Orchester spielte die Romanze vom Grafen Luxemburg, der „all sein Geld verjuckt," und eine andere volksthümliche Weise, welche das Publikum durch sehr gediegende Pedal-Manifestationen und den Refrain begleitete: „guten Morgen Herr Fischer; Herr Fischer guten Morgen!"

Die „Künstler" fanden ein dankbares Publikum. Man stößt für dergleichen künstlerische Genüsse eben überall auf Empfänglichkeit!

Obgleich es erst zehn Uhr Vormittags war, als mir das Lokal betraten, so fanden wir zwar noch nicht die große, etwa vierthalbtausend Menschen haltende Halle, wohl aber alle übrigen Schänkräumlichkeiten geradezu überfüllt. Mann an Mann, Frau an Frau, so saßen sie dicht gedrängt um die Tische, vor ihnen der altehrwürdige „baierische Maßkrug," dessen historische Bedeutung der neue Liter in München vielleicht in hundert Jahren noch nicht verdrängt haben wird. Manches liebliche Mädchenantlitz war bereits rosig angeflogen; es brauste und sauste rings um uns her; Allen war so wohl, als säßen sie im Paradiese, und auch uns, die wir in einem Winkel bei der Schenke ein recht lauschiges Plätzchen erobert hatten. Ueberall begegnete man dem Ausdruck höchsten Wohlbehagens; hier schnalzte Einer mit der Zunge dort explodirte ein gewaltiger Juchschrei, schallendes Gelächter, laute Zurufe über drei Tische hinweg, wenn ein Freund den anderen entdeckt hatte, das Klappen mit den zinnernen Deckeln, dazwischen der Schrei eines auf die Pfoten getretenen Hundes, das Alles vermittelte ein Getöse, daß einem mit der Münchener Volksweise unbekannten Gründling angst und bange werden konnte. Kommen doch zart construirte Organismen bei diesem fürchterlichen Gedränge in Gefahr, an Kleidern, Rippen und Beinen Schaden zu leiden, und wer keinen Puff vertragen kann, schleiche weinend sich aus diesem Kreise."

Uns an die Dimensionen des Hofbrauhauses Gewöhnten aber ist ein solches Getriebe eine Alltäglichkeit, die keine besondere Beachtung verdient. Und so ging endlich der Vormittag vorüber und Keiner verließ den Bacchustempel, um etwa zum Mittagessen zu gehen. Das giebt's nicht! War doch für des Leibes Nahrung und Nothdurft in der ausreichendsten Weise gesorgt. Aus den riesigen Pfannen in den anstoßenden Küchen ragten mächtige Kalbsbraten hervor und große Töpfe mit Würsten brodelten am Feuer. Das Münchener „Radiweib" bietet nebenbei unermüdet noch andere lokale Reizmittel zum Verkauf aus: fettglänzende Nudeln, gebratene Kastanien, Nüsse, und selbst an poetischer Färbung fehlt es dem Bilde nicht, denn auch Blumen und namentlich das Veilchen der Frau Eugenie wird uns von einem als „Blumenmädchen" fungirenden Rettigweib entgegengehalten. Was könnte uns also veranlassen, das Lokal zu verlassen, zumal wir erst bei der dritten Maß sind?"

Endlich ist's zwei Uhr und nun beginnt sich auch die große Halle, die geschmückt ist mit baierischen und „neudeutschen" Farben, rasch zu füllen. In geordneten Caravanen, Frau, Kind und Magd im Gefolge, wenn auch in vom Winde zerzausten Kleidern, so zieht der von der Cholera verschont gebliebene, mit ungeheuerem Durst und außergewöhnlicher Consumtionsfähigkeit gesegnete Volkshaufe dem Heiligthume zu! Schon um drei Uhr ist die Halle gefüllt, Alles was zum Sitzen bienen kann, ist mit Beschlag belegt. Das Gedränge, selbst in den Gängen, wird nachgerade lebensgefährlich. Der Andrang zur Schänke gestattet uns eine klare Vorstellung von der Eroberung von Weißenburg! Mit lautem Kriegsgeschrei und hochgeschwungenem Maßkrug drängt sich die verkörperte Begierde furchtlos und kein Hinderniß achtend bis dicht an die Brüstung der Festung. Auf hohen Gestellen ragen die gewaltigen Stücke, „Banzen" genannt, wie große Festungskanonen empor, denen die stürmende Infanterie mit ihrer Waffe, dem Maßkrug, scharf zu Leibe geht! Ist ein Faß „angezapft", dann wird der Hahn nicht mehr zugedreht; von Krug zu Krug läuft der Inhalt ununterbrochen fort, bis der letzte Tropfen heraus ist. Lautes Freudengeschrei verkündet der Menge, daß ein neues Geschütz aufgefahren ist. Wie die Bockmusik erhält der Hammerschlag einen rauschenden Applaus, mit dem der Spund vom Fasse entfernt wird.

Um sechs Uhr hat die Temperatur schon einen hohen Grad erreicht; es wird wildromantisch! der Unterschied der Stände ist aufgehoben, Gleichheit und Brüderlichkeit herrscht in des Worts verwegenster Bedeutung! Eine bunte Menge in den kleidsamen Costümen der Gebirgsbewohner, blauen Uniformen und rothen Krägen, flatternden Cattunkleidern wogt durcheinander. Hier ragt der blanke Cuirassierhelm neben dem spitzen, mit Spielhahnfeder und Stehscheibe geschmückten Tölzer Hütl, dort die grenadiermützenartige Pelzkappe von Schwabing aus der Menge der modernen Kopfbedeckungen hervor. Lieblich grünt dazwischen die Uniform der zahlreich vertretenen Gedarmerie, welche schon den neuen deutschen Helm trägt, der militärisch schöner, leichter und praktischer ist, als der „Raubenhelm," dessen baldigste Abschaffung daher auch, nebenbei bemerkt und den Nationalliberalen zum Troste, allgemeiner Wunsch ist.

Dem absoluten Mangel an Tischen und Stühlen wird durch herbeigerollte leere Fässer abgeholfen, um welche sich hauptsächlich die Studenten lagern. Von „Bedienung" ist längst keine Rede! Jeder bedient sich selbst, d. h. er fahndet nach einem Krug, schwenkt denselben selbst aus und stellt sich dann vorläufig in die hinterste Reihe der vor der Schenke Harrenden, bis auch er zu seiner Maß kömmt. Um diese Zeit ist die Stimmung in dem großen Haufen nicht gerade mehr die friedlichste, wenn auch die Anwesenheit zahlreicher Diener der heiligen Hermandad sehr zur gegenseitigen Duldung beiträgt. Es coursirt ein faules Citat in deutschen Landen, das von dem Baier ohne Bier, der der schrecklichste der Schrecken sein soll. Schrecklicher dünkt mich ein Baier mit drei bis vier Maß Salvatorbier im Leibe; reizen möchte ich ihn wenigstens nicht, obgleich er in normalem Zustande um den Finger zu wickeln ist. Es scheint übrigens, die Baiern haben sich im letzten Kriege, die Abwesenheit ihrer Landrichter benützend, gründlich „ausgerauft," denn während unserer Anwesenheit fiel auch nicht der leiseste Exceß vor und auch später soll Alles gut abgelaufen sein.

Der Werth eines Historienbildes wird nach den Grade der Prägnanz be…essen, mit welchem der historische Vorgang, der dadurch verewigt werden soll, für den Beschauer hervortritt; so wird hoffentlich auch der Leser durch unsere Schilderung den Grad der Bedeutung bemessen können, welcher der Eröffnung der Salvator-Quelle in München beigelegt werden muß. Mit ihr beginnt für den Biertrinker eine „neue Aera," die eben so lange dauert, als die gewisser politischer Präcedenzen.

Wandernde Säugethiere.

Von Dr. Brehm.

Nur zwei Klassen des Thierreiches sind es, die in ihrer überwiegenden Mehrheit in regelmäßigen Zeitläufen ihren Aufenthaltsort wechseln: die Vögel und die Fische, und auch bei ihnen ist es die Liebe und der Hunger, welche die Wanderlust hervorrufen; wenn das Laub fällt, die Nächte kalt und das Futter magerer wird, dann verläßt uns die gefiederte Welt, während von einem dunklen Instinkt getrieben, zahlreiche Fische aus fernen Weiten in unsere Ströme, Flüsse und Bäche heraufkommen, um dort laichen zu können. Von den Säugethieren hingegen wandern verhältnißmäßig wenige, die meisten hängen an der Scholle, wo sie geboren, und es ist nur bittere Noth, die Angst vor dem drohenden Verderben, die sie zum Verlassen der Heimat bestimmt. Kleine Wanderungen unternimmt freilich jedes Thier, und hierbei sind es namentlich die Männchen, die von allzu zahlreichen Familien zum Auswandern gezwungen werden, doch ist dies keine sich regelmäßig wiederholende Erscheinung. Nur bei wenigen Säugethieren lassen sich größere Wanderungen beobachten. Unsern Vätern galt Ziesel und Ratte fast als ausgestorben, während sie jetzt wieder außerordentlich verbreitet sind. Während in früheren Jahrhunderten die schwarze Ratte die immer noch erträgliche Plage der Häuser und Höfe war, kamen plötzlich viele Millionen von Wanderratten um das Jahr 1720 über die Wolga geschwommen und verbreiteten sich mit rasender Schnelligkeit über ganz Europa, kein Fluß war zu breit, kein Gebirge zu hoch, das ihren Zug hätte hemmen können, am Ufer des Meeres erkletterten sie die Schiffe zu Tausenden, und fanden so den Weg nach allen Erdtheilen; vergebens waren alle dagegen angewandten Mittel, sie verspotteten Hund, Katze und Gift. Es ist dies die großartigste Wanderung über die ganze Erde, die wir kennen. — Oft sind es rein zufällige Umstände, welche die Thiere zum Wandern zwingen; die Feigen Indiens, die Kornfelder Afrikas und die Orangenwälder Südamerikas locken aus weiter Ferne Meerkatzen und Affenbanden herbei. Einzelne Gattungen reisen dagegen ganz regelmäßig, doch ist hierbei stets wesentliche Bedingung ein fühlbarer Wechsel der Jahreszeit. Wenn die Sonne den Schnee schmilzt und junges Grün die Berghalden schmückt, dann streben der luftigen Höhe zu die Gemsen und Steinböcke unserer Alpen, die Bären Sibiriens, die Lamas der Anden, die Elephanten Afrikas. Die Sorge um den kommenden Winter treibt das Reh im Norden Rußlands hinüber nach Skandinavien und von Grönland aus durchschwimmt es selbst breite Meeresarme bis nach Amerika; dabei wandern tausende von Zügen immer dieselbe Straße stets verfolgt von hungrigen Bären und Wölfen. — In den Ebenen legen die Grasfresser oft sehr bedeutende Strecken zurück; amerikanische Büffel wandern von Canada bis Mexico und vom Missouri bis zum stillen Ocean. In Sibirien wandern alle Säugethiere aus, die einen Winterschlaf halten, weil die dortige kalte Jahreszeit meist schneelos ist und das Thier seinen Durst nicht löschen kann; sie schweifen oft hunderte von Meilen weit, acht bis zehn Meilen in einer Nacht. Der Wildesel entrinnt den Gefahren des Winters schon Ende September; ihn treibt zunächst die Geschlechtsliebe; in wüthenden Kämpfen streitet er sich um die Stute, die des Sieges Preis wird.—Eine wenig bekannte Gattung sind die afrikanischen Tigerpferde, prachtvoll gezeichnete, muthige Thiere; in mächtigen Heerden durchfliegen sie die Wüste, um einen Weideplatz, einen Quell zu suchen. — Die Seesäugethiere sind die wanderlustigsten von allen, da sie keine bestimmte Heimath haben. Im hohen Grade gesellig, dehnen sie ihre Reisen oft über ein Viertel des ganzen Erdrundes aus; die Weibchen sammeln sich zu großen Gesellschaften und treffen regelmäßig an bestimmten Küsten ein. Ein sehr wanderlustiges Thier ist die Fledermaus, da sie durch die Mutterpflicht nicht an die Scholle gebunden ist, hängt sich doch der Sprößling an die Brust der Mutter. Neben diesen regelmäßigen werden einzelne Thiere durch Hunger und Durst oft zu ganz unregelmäßigen Wanderungen gezwungen. So wandern aus Sibirien oft gewaltige Schaaren von Eichhörnchen aus, dringen durch Flüsse und Wälder, und kehren in Häuser und Ställe ein, unter den schrecklichsten Plagen, unter den schmerzlichsten Todesarten geben tausende und abertausende dieser Thierchen zu Grunde. Ein ähnliches Schicksal haben bei uns die Feldmäuse.—Wenn die Lemminge in den Gebirgen keine Nahrung mehr finden, dann regt sich Unruhe und Angst in den Thieren; wie ein rieselndes Gewässer ergießen sie sich in die Thäler und wandern in langen Zügen; ihr Hunger steigt, jeder grüne Halm verschwindet auf ihrem Wege, sie überklettern Berge und durchschwimmen Ströme, stets verfolgt von Wölfen, Füchsen und hungrigen Raubvögeln. Zwingt im Norden die Kälte zum Wandern, so ist es im Süden der Durst. Alle grasfressenden Thiere suchen nach Tümpeln und Lachen, und sind diese ausgeleert und vertrocknet, so bemächtigt sich helle Verzweiflung des armen Geschöpfes. Der Springbock, die Antilopenart Afrikas wandert in ungeheuren Zügen; Tausende vereinigen sich mit Tausenden, aus Heerden werden gewaltige Heere. Und während sie in der Ebene breit dahin ziehen, pressen sie sich in den Bergen bis aufs Engste zusammen; wehe dem Menschen, wehe dem Löwen, der in eine solche Heerde geräth, gegen das einzelne Thier siegreich, erliegt die Kraft der Ueberzahl. Während aber in den Lüften die Geier schweben, sind sie stets von einem vom Hunger geplagten Leichengefolge umgeben; so verenden viele tausende dieser Thiere. — Eisbären und Eisfüchse, die auf einzelner Scholle ins Meer gerathen, sind keine Wanderthiere mehr; sie sind die unglücklichen Opfer treibender Wellen.

In einem römischen Columbarium.

(Zur Frage der Leichenverbrennung.)

Allwöchentlich zweimal öffnen sich die hohen Gartenthore der berühmten Villa Pamfili in Rom den herbeiströmenden Schaaren der einheimischen und fremden Besucher. Zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen ziehen sie ein, bunt untereinandergemengt, von allen Seiten, die letzten kühleren Stunden des Tages vor dem Sinken der Sonne im heiteren Genusse des Lebens und der Natur zu verbringen. Das Band geselliger Freude verbindet Alle, Hoch und Nieder, Arm und Reich, in jener schönen, anstandsvollen Weise, welche dem Südländer und zumal dem Italiener eigenthümlich ist. Der Königssohn tummelt unbeachtet seinen Berber unter den übrigen Reitern, von denen ihn das bür gerliche Kleid auch sonst nicht unterscheidet; die wappenbemalte Carrosse des Fürsten folgt, eingereiht in den Corso, wie es der Zufall gerade bringt, in langsamem Schritte der Kalesche des Bürgers oder dem gemietheten Zweispänner des Fremden. Nur die Schönheit und Anmuth der Römerinnen begründet in den Blicken des vergleichend auf und nieder Wandelnden Grade bemerkenswerthen Unterschiedes. Hinter den unaufhörlich bewegten Fächern lachen reizende Korallenlippen und blitzen dunkle feurige Augen, von den langen, schwermuthvollen Wimpern überschattet, schmachtend hervor. Da und dort taucht auch der allbewunderte Flachskopf einer eingebornen oder ausländischen Blondine im reizenden Gegensatze zum Colorit der Mehrheit auf. Im eifrigen Gespräch mit dem beglückten Anbeter, der auf dem schmalen Rücksitze des Wagens Platz genommen, fahren — ein typisch wiederkehrendes Paar — Mutter und Tochter, in gleicher Toilette, stolz im Bewußtsein ihrer siegreichen Reize, an dem Spalier der neugierigen Zuschauer vorüber. Endlos fast, in wechselreichem Bilde, bewegt sich der Triumphzug der Frauen vorwärts, anfangs merklich bergan, doch bald auf ebener, breiter Fahrstraße, auf dem Hügelrücken des ragenden Janiculus dahin. Von den überhängenden Zweigen der ewiggrünen Eiche und den mächtigen Kronen der Aloe vor den noch immer kräftigen Strahlen geschützt, athmen die Theilnehmer der Lustfahrt, für kurze Zeit dem Staube der Stadt entflohen, frische, reine Luft und laben das Auge an den herrlichen Wiesengründen und den unter sich in Farbenpracht wetteifernden Blumenbosquets zu Seiten des Weges, hinter welchen der zauberische Sommerpalast des Fürsten Doria, dem die Villa Pamfili gehört, mit seinem statuenerfüllten Casino hervorschimmert. So geht es allgemach zusammen dem stillen, schattigen Pinienhaine zu, dem Ziele der Fahrt. Die heiteren Klänge abwechselnder Musikcorps erschallen währenddem unaufhörlich, und den schwelgenden Sinnen hauchen Anemonen und Rosen freigebig ihre edlen Düfte, mit denen sich tiefer im Garten die berauschenden Wohlgerüche südlicher Blüthengewächse zu Einem Balsamstrome vermischen.

Aber fast noch erquicklicher ist es, in den abgelegenen, weniger besuchten Schattengängen, in dem kunstlosen Theile dieses Parkes sich zu ergehen. Dort vernehmen wir, gedankenvoll wandelnd, den melodischen Fall ferner Fontainen, und von den dämmerigen Grotten in der Tiefe des Haines dringt das rastlose Geplätscher der Sturzwasser, des Herz in Träume wiegend, in das Ohr des einsamen Spaziergängers. Die befiederten Bewohner der Zweige singen uns die Brust in Ruhe und Frieden. Wir streifen wunschlos und selbstvergessen auf stillem Pfade durch die träumerisch webende Dämmernacht hin; oder wir halten einmal Einkehr in uns und überdenken, von keinem äußeren Bilde abgezogen, die wunderbar verketteten Geschicke unseres Lebens. Doch nicht allzu lange währt diese Vergessenheit, dieses Verlorensein in uns selbst. Von ungefähr treten wir aus dem Dickicht und Baumschatten an einer lichten Stelle hervor, und ein einziger Blick in die vor uns aufgeschlossene Weite überwältigt alle Regungen des mit sich selbst beschäftigten Sinnes. Alle Träumerei ist fort. Der Welt gehören wir wieder an, der Menschheit schlägt unser Herz. Rom liegt zu unseren Füßen. Zur Linken ragt von der bebauten Anhöhe des Monte Mario, scharf begrenzt in ihren Contouren, die hohe mystische Kuppel der Peterskirche; ihr nebenan flimmern die tausend Fenster des gewaltigen Vaticans in fabelhaftem Glanze und werfen in unaufhörlichem Zucken die goldenen Lichter der scheidenden Abendsonne zurück. Vor uns, in der Mitte des grandiosen Hintergrundes, erhebt sich fern rückwärts dem Labyrinthe der Paläste, Kirchen und Monument der Vorzeit das seltsam gestaltete majestätische Berghaupt des einsamen kahlen Sorakte. Zur Rechten endlich breitet sich die öde, trümmerbedeckte Champagna bis zu den blauen Albanerbergen und dem nicht mehr von der Farbe der Luft unterscheidbaren Meeresspiegel in unübersehbarer Fläche aus. Ihr Anblick läßt unsere Gedanken, denen das Bild von Rom jede Zeitepoche in Erinnerung ruft, eilend rückwärts fliehen durch die Zeiträume der Jahrtausende in die fernste Vorgangenheit, zurück zum versprechenden Jugendalter der Ewigen Stadt. Das steigende und sinkende Glück der frühen Vergeschlechter, die hier ihre Tage in Hoffnung und Sorge, in Freud' und Leid, in ungewissem Lose, ganz ebenso wie wir jetzt, verbracht, bewegt uns zu tiefer Rührung; alle uns bekannten Verhältnisse und Umstände ihres Lebens halten wir uns vor; fast wie mit Lebenden verkehren wir mit ihren Schatten. Aber die Sprache der Trümmer, die aus der Ferne fast beweglicher noch zu uns reden, ändert bald die Gestalt unserer Vorstellungen. Wir fangen an, uns Betrachtungen über den trauervollen Ernst all der Ruinen und Denkmalreste hinzugeben. Das sind, sagen wir zu uns, die letzten wenigen Spuren einer Macht und Herrlichkeit, der sich nichts vergleicht, einer jahrhundertelangen Weltherrschaft! Die steppenartige Wildniß, in welche sich das einst blühende Gefilde um Rom verwandelt, die allerwärts darauf aus der Erde hervorstehenden Thurm- und Mauerstücke und dort die an einem Ende zerstörte Bogenkette des stolzen Nutzbaues einer einstigen Wasserleitung — welches Bild bezeugte besser als dieses die Eitelkeit aller menschlichen Mühe? Fürwahr, das Netz der Spinne, das sie zum Fange der Fliegen dort von Baum zu Baum gebreitet, es ist nicht lustiger, als es das Netz der Eroberung war, das einst Cäsar über den Erdkreis ausgespannt!

Zurück in das dichte Gebüsch eilt der fremde Wanderer, zumal wenn ihn solche Gedanken beschleichen. Erst unter den dämmerigen, weltfernen Laubhallen, inmitten der einzigen nie alternden Natur findet er Beruhigung und Trost gegenüber den feindlichen Gewalten der Zeit und des Schicksals. Unversehens haben wir uns wiederum der fürstlichen Villa, der stylvollen Schöpfung Algardi's genähert, da lockt ein seitlicher Pfad nach einer nahen grabenartigen Versenkung, auf den feuchten schwarzscholligen Boden einer früheren Bauschichte. Neuere Treppen, jede von etlichen Stufen, scheinen nach tiefen unterirdischen Gewölben oder nach einem Verließe hinabzuführen. Mehrere Fuß hohe massige Fundamentalmauern beschreiben da und dort, noch wohl erhalten, den Umriß früherer Gebäude. Plötzlich stehen wir vor dem Eingange eines kleinen niedrigen Rundbaues mit kugelförmiger Bedachung. Wilde Lorbeerbüsche umwuchern dasselbe von allen Seiten und machen es den Blicken aus der Ferne unsichtbar. Eingetreten durch die uralte, noch immer aufrechte Pforte steigen wir, im Dunklen uns dahintastend, in einen moderigen, lichtlosen Kellerraum hinab von mäßiger Höhe und geringer Weite. Einen Augenblick verbringen wir damit, uns an die Finsterniß zu gewöhnen, und orientiren uns rasch. Die Wände ringsum verrathen sogleich die ehemalige Bestimmung des seltsamen Locales. Wir befinden uns in einem alten gemeinschaftlichen Grabgewölbe für Arme, in einem sogenannten römischen Columbarium. Der Name rührt bekanntlich von der inneren wie äußeren Aehnlichkeit des Baues mit einem italienischen Taubenhause her.

Mehrfach über einander rund umherlaufende Reihen kleiner Nischen — den nachgeahmten Brutstellen ähnlich — dienen zur Aufnahme der einzelnen oder auch paarweise gestellten Urnen. Noch erfüllen sie zum Theil heute ihren Zweck. Einfache, aber anmuthig geformte kleine Krüge, meist aus gebranntem Thon, bergen die ihnen anvertrauten Aschenreste vielleicht länger schon als zwei Jahrtausende. Andere sind zwar erbrochen oder beschädigt — das Columbarium wurde erst 1854 entdeckt — aber die Asche ruht theilweise noch in ihnen, und unsere Finger wühlen in dem weißlichen Knochenpulver sich leise bestaubend. Wenn wir darüber laut hinreden, so weht es wie leichter Puder weg. Die Mehrzahl der Gefäße — es mögen einige hundert gewesen sein — ist freilich entfernt oder zerstört; Scherben liegen in den Nischen und am Boden zu mehreren Haufen gesammelt. Allenthalben ist aber Asche hingestreut. Sie hängt sich als Staub an unsere Schuhe, den wir forttragen, wieder die Atome zurückgebend dem Ganzen, dem sie am Ende auch hier nicht verloren waren. Lange schon wirbelte die Asche Cäsar's und August's in den Weltenraum. Daß hier nicht ein berühmtes Geschlecht im Tode versammelt, sondern nur solche, die schon einst im Leben fast namenlos waren und kaum gezählt wurden im Gewühle der Weltstadt, arm gebliebene Freigelassene einer edlen oder reichen Familie, oder Handwerker einer Innung mit ihren Familien, oder andere einst wenig Vermögliche, die sich hier eingekauft — dieser Gedanke erhöht nicht, noch mindert er unsere Theilnahme, die sich nur auf das allgemeine Menschenlos bezieht. Alle sind wir gleich, predigt dieser Staub, Alle höchst gering, wenn ein König hier, eingetreten mit seinem Kämmerlinge, von diesem den Titel der Majestät empfinge, er würde sich lächerlich genug machen. Nirgends sagt uns eine Inschrift oder ein besonderes Maal Näheres über die Personen, die hier beisammenruhen. Aber noch nicht ganz erloschen in ihrem Farbenschimmer stellen sich dem näheren Blicke auf den Mauern zwischen den Grabnischen uralte Fresken dar. Es sind theils mythologische Darstellungen, theils Lebensbilder, mit welchen die Alten die Wohnungen ihrer Todten insbesondere zu schmücken pflegten. Die Sage von Prometheus, von der Niobe, die Bestrafung der Diebe, den schlafenden Endymion, Odysseus mit seinem Hunde Argos finden wir als beliebte Themata öfters wiederkehrend. Pygmäen und andere mißgestaltete Figuren, Thiere, gewöhnliche und seltenere, darunter Giraffe, wechseln als Arabesken, ohne Zusammenhang und tiefere Bedeutung. Familienscenen daneben, worin wahrscheinlich die Verstorbenen eine Hauptrolle spielen, offenbaren eine rührende Pietät und den durch zahllose Beispiele bewährten Zartsinn der Alten in ihrem Todtencultus.

Dabei ist der Kunstwerth kein gerade geringer, der Aufwand von Fleiß und Kunstgeschick ist aber bei der zweifellosen Mittellosigkeit der hier bestatteten um so bemerkenswerther. Auch den Römern war die Kunst, obgleich sie dafür von der Natur nicht in erster Linie begabt waren, doch so werth und theuer, daß sie ihren Todten nichts Erfreulicheres mit in das düstere Grabgemach hinabgeben zu können meinten, als eine heitere Malerei oder eine schöne Sculptur. Wurden aber diese Columbarien von gütigen Patronen ihren Freigelassenen und Sklaven oder von Unternehmern aus Spekulation für Jedermann aus dem Volke erbaut, oder wurden sie durch freiwillige Sterbe- und Leichenvereine hergestellt, so blieb die Ausschmückung dem Tactgefühle der beauftragten Artisten überlassen, und ihrem flüchtigen, aber geübten Pinsel wurde die Aufgabe zu Theil, den Intentionen der Frömmigkeit und des Votivdankes gerecht zu werden.

Ehe wir das ernste Grabgewölbe verlassen, halten wir noch einmal an der Schwelle. Ueber eine Weile werden auch wir eingehen in die ewige Ruhe. Eine Grube wird man ausgraben, uns im gezimmerten Sarge hineinstellen und uns dann über und über mit Erde bedecken. In feuchter, dumpfer, dunkler Tiefe werden wir langsam uns auflösen und vermodern. Ich will das Bild nicht weiter ausmalen. Wer von uns ist nun so gleichgiltig gegen die Art des Stoffwechsels, der sich einmal an ihm vollziehen soll, daß er die ihn wahrscheinlich erwartende ohne Schaudern vorausbedenkt? Wer, auch wenn er an die dereinstige Auferstehung glaubt, zöge nicht die Urne dem Sarge vor? Wem wäre es nicht Beruhigung, zu wissen, daß er nach dem Tode nicht einem Verwesungsprocesse verfallen werde, den in seinem Verlaufe auch nur zu schildern höchster Gräuel und die furchtbarste Sünde an den Sinnen wäre? Wer wünschte nicht, daß sein Leib, da er doch einmal den Elementen, aus denen er hervorgegangen, zurückgegeben werden muß, wer wünschte nicht, daß er sich allsogleich nach dem Tode mit Hilfe der gewaltigen Flamme dem Weltall vermähle? Doch Vorurtheile, wir wissen es, besitzen eine große Macht, und nur langsam gelangt der Kampf gegen sie zum Ziele. Wollten daher nur die Unbefangenen einmal mit dem guten Beispiele vorangehen und einstweilen in freiwilligen Vereinen sich zusammenthun zur Ausrottung einer Sitte, welche mit einer hochentwickelten Cultur nicht länger bestehen kann! Das Columbarium aber wäre, dünkt uns, die rechte Form für die künftige Grabstätte der Todten.

In langen, rund um das Innengewölbe laufenden Nischenreihen ständen die Urnen; jeder Familie wäre etwa eine Nische zugetheilt. An der Rückmauer, dem Eingange gegenüber, erhöbe sich in einer größeren Nische ein Altar mit dem Symbole der Religion oder, schöner noch, mit den vereinten Symbolen der Religion aller ohne Unterschied des Glaubens gemeinsam Bestatteten. Dem Licht könnte ein kleiner Zutritt gestattet werden. Der Hauch der Stille und der Erinnerung wehte dem frommen Besucher der Ruhestätte seiner Lieben entgegen.

Wir sind wieder hervorgekommen aus der finsteren unterirdischen Grabkammer an das freundliche Licht der Sonne, die, eben im letzten Scheiden begriffen, Alles, was ihre Strahlen noch berühren, herrlich macht und verklärt. Wir schöpfen tiefen Athem und eilen, bald breite Pfade gewinnend, der offenen Mitte des Parkes wieder zu, wo noch immer auf wagenbedecktem Wege Roms Jugend und Stolz dahinzieht. Froh stürzen wir uns mit allen Sinnen in das bunte, heitere Gewühl, froh des Lebens.

Versailles vor hundert Jahren.

Der bekannte Pariser Feuilletonist, Jules Janin, hat so eben ein Buch: „Paris und Versailles vor hundert Jahren" erscheinen lassen, das als eine Art Geschichte Ludwigs XV. gelten kann. Das Buch beginnt mit einer Schilderung des Schlosses von Versailles und der Regentschaft. Versailles hatte damals — so heißt es in einem Auszuge, den die „Fr. Ztg." giebt — das Aussehen eines Mittelpunktes der Welt; man fand dort Exemplare jeder Menschen-Gattung: Asiaten und Lappländer, Araber, Indier, Hottentoten, Neger, Quäker, Perser, Braminen, Fakirs, Derwische und Prälaten, Alles drängte sich, die königliche Majestät zu bewundern. Man vertrieb sich die Zeit, wie's anging. Monsieur de Bouillon, Intendant der Finanzen, präsentirte seinen Gästen zum Dessert eine große Schüssel neugeprägter Louisd'or; ein anderer Intendant legte jedem seiner Gäste neben den Teller eine mit Gold gefüllte Börse für das Spiel; der König spielte mit den Uebrigen und was er gewann, wurde ihm sofort gestohlen; der Regent ließ sich von dem Kapitel zu Reims die Kirchenbilder als Entgelt für seine Protection zum Geschenke machen; der Kinderkönig ließ sich mit Mademoiselle d'Humieres einsperren und Mademoiselle in ihrer kindlichen Einfalt sah darin gar nichts Böses. Reiste die Königin, wurde ihr eine Kasse aus schwerstem Eisen nachgeführt, welche sechs Esel und sechs Eselinnen ziehen mußten. „Sie haben wohl viel Geld da, meine Schwester?" meinte der Bruder der Königin, und es fand sich, daß die von 12 Thieren gezogene eiserne Kasse 10 kleine Silbermünzen enthielt. Herr de la Popeliniere, ein reicher Intendant, hatte ein armes Mädchen von wunderbarer Schönheit geheirathet. Sie war sehr tugendhaft, sehr häuslich und wollte sich kaum öffentlich zeigen. Ihr Fehler war, daß sie das Clavierzimmer sehr liebte. Eines Tages untersuchte er dieses Zimmer und entdeckte einen merkwürdigen Gang, welcher unter der Erde direct in ein anderes Haus und daselbst in das Arbeitszimmer Richelieu's führte. Die „chronique scandaleuse" hatte ihre Mitarbeiter in allen Kreisen und war bald von einer Zeitung zu einer Institution geworden. Dazu kam noch eine Masse großer und kleiner Ereignisse. So die Geschichte von Mademoiselle des Pons.

Sie war arm und verliebt in einen guten Jungen, der noch ärmer war als sie selbst. Er hieß Colas. Sie mußte Glück machen für alle Beide. Pauline sagte sich das am Tage, wo sie Prince de Soubise sehr bedeutsam angeblickt hatte. Eines Tages stürzte Colas ganz verstört in das Gemach seiner Freundin. „Ich bin ruinirt, getödtet, zerschmettert, entehrt!" rief er. „Gatry, Vorsteher der geheimen Fonds, ließ mich heute rufen. Er zeigte mir an, daß er eine halbe Million gestohlen habe und daß ich mich dieses Diebstahls schuldig erklären müsse. Morgen muß ich ihm ein Schreiben übergeben, worin ich mich schuldig bekenne. Ich bekomme dafür einen Paß und 60,000 Frcs. Sonst geht's in die Bastille für den Rest meiner Tage." Pauline antwortete ruhig: „Wir werden sehen." Sie erzählte die Geschichte dem Prinzen, der sie liebte. Der Prinz erzählte die Geschichte Madame Pompadour, die ihn liebte. Madame erzählte die Geschichte dem Könige, der sie liebte. Gatry wurde entsetzt, gefangen bestraft, seine Stelle erhielt Colas, zum ungeheuren Erstaunen aller Welt und seiner selbst.

Pauline dankte dafür dem Fürsten. Der Fürst dankte dafür Madame. Madame dankte dafür dem Könige. Colas kam in Mode. Eines Tages traf er ein Mitglied der englischen Gesandtschaft. Beide machten Mademoiselle Juliette, der Tochter des Buchbinders im Finanzministerium, den Hof. Es entspann sich ein Streit. Der Engländer erklärte darauf, er kenne tausend Grisetten, die schöner wären, als Madame Pompadour und sein König sollte darum nach Versailles keinen Gesandten schicken, sondern eine Londoner Dame, aber keine feine. Es kam zum Duell. Colas bekam einen Stoß in die Brust. Er schwur, er werde den Krieg an England erklären lassen.

Als Pauline ihren Colas besuchte, sagte dieser, man müsse an England den Krieg erklären, erzählte ihr die ganze Geschichte und fügte hinzu, er werde sich mit dem Engländer neuerdings schlagen. Paulinchen wollte das nicht zugeben und beschloß, lieber Krieg gegen England zu führen. Sie erzählte die Geschichte von den tausend Grisetten dem Prinzen und fügte hinzu, der arme Colas habe den Prinzen nicht beleidigen lassen wollen, deshalb habe er sich geschlagen. Der Prinz erzählte die Geschichte Madame Pompadour. Madame war wüthend und erzählte die Geschichte dem Könige. Der König war wüthend und die Engländer erhielten ihre Pässe.

Eines Tages befand man sich im Salon der Comtesse Stahrenberg. „Wie sie schön ist," seufzte Colas. „Mein Gott," sagte Pauline, „sie hat einen herrlichen Schleier. Ich werde nie einen ähnlichen haben." — „Wer weiß?" sagte Colas und schritt auf den Grafen Stahrenberg zu. Er war gekommen, um eine Allianz zwischen den Höfen von Oesterreich und Versailles gegen Preußen zu Stande zu bringen. Der Cardinal und Madame Pompadour widersetzten sich dieser Allianz sehr. „Und wenn ich sie allein zu Stande bringe?" sagte Colas. „Dann sollen Sie den Schleier haben," antwortete der Gesandte. Pauline erhielt den Schleier und heirathete ihren Colas am Tage der Schlacht bei Roßbach.

Ein reizendes Capitel schildert den Marschall Richelieu in seiner Jugendzeit. Er war 12 Jahre alt, als er bei Hofe präsentirt wurde. Er gefiel aller Welt und Madame Maintenon liebte ihn sehr, während die Herzogin von Bourgogne ihn „ihr Püppchen" nannte. Er entführte dem Könige seine Maitressen und gewann ihm sein Geld ab. Als er in die Bastille kam, wurde das Faubourg Saint-Antoine ein Wallfahrtsort für alte Herzoginnen und Gräfinnen. 24 Jahre alt, wählte ihn die Academie. Drei Gelehrte wollten ihm eine Receptionsrede verfertigen. Er erklärte, einer von ihnen habe für ihn zu viel Verstand, die anderen zwei hätten zu wenig. Er schrieb seine Rede selbst in dem Style und mit der haarsträubenden Orthographie, in der er seine Liebesbriefe zu verfassen gewohnt war, und diese Rede ist eine der besten geblieben, die man je in der Academie gehört.

Ein Capitel beschäftigt sich mit Mirabeau, der einem Engländer die Mysterien des Hofes Ludwigs XV. erzählt: „Silhouette war zum Finanzminister ernannt, er wußte selber nicht wieso. Große Angst bemächtigte sich seiner. Wie, wenn der König sich mit ihm über hohe Politik besprechen wollte! Der König empfing ihn endlich. „Monsieur de Silhouette", sagte er, „sind die Lampen in Ihrem Salon von Martin vergoldet?" Das war Alles. Der gute Silhouette wußte auf die wichtige Frage gar nichts zu antworten. Anfangs wollte er seine Demission geben. Sein Schwager aber tröstete ihn. „Glaubst Du," sagte er, „man verläßt so das Ministerium der Finanzen ohne etwas zu gewinnen? Oh, dieser König Luwig XV. ist ein noch viel größeres Vieh als Du selber. Er hat von Deinen Lampen gesprochen, weil er sonst von nichts zu sprechen weiß. Gestern frug er den Gesandten von Venedig: „Wie viele Mitglieder hat der Rath der Zehn?" — Worauf der Gesandte als echter Venetianer ruhig erwiderte: „Vierzig, Sir.""

So passiren der Reihe nach alle curiosen Persönlichkeiten dieser letzten Epoche des königlichen Glanzes, Prinzen, Maitressen, Kirchenfürsten, Theaterprinzessinnen, Finanzbarone, Journalisten, Parlamentsredner, dann die Salons und die Cafes, die Universität und die Ministerien. Das ist der Hof dieses allmächtigen Königthums, das jährlich 37 Millionen verschlang. Als man sich schon gar nicht mehr zu helfen wußte, berief man die etats generaux wieder ein. Die Freude war eine große und allgemeine. Es war der letzte Tag der Freude und des Triumphes des Königthums des heiligen Ludwig, Heinrich IV. und Ludwig XIV.

Aus Paris.

Eine zerbissene Nase.

Hütet euch auch vor Turban! Turban ist eine ebenso schöne als kräftige englische Dogge, dabei aber von einer Falschheit, die ihresgleichen sucht. Ihr nähert euch und sagt dem Hunde einige freundliche Worte; Turban wedelt vertraulich mit dem Schwanz; das ermuthigt euch zu weiteren Familiaritäten, und in dem Moment, wo ihr es am wenigsten erwartet, sitzen euch Turban's Zähne im Fleisch.

Und ein solcher Anlaß ist es, der Mr. Dallery, den Eigenthümer des Hundes, als Angeklagten vor das Zuchtpoleigericht führt.

Kläger: Denken Sie sich, meine Herren, daß dieses verrätherische Beest sich an Ihrem Bein friedlich den Hals reibt und dabei wohlgemuth mit dem Schwanz wedelt. (Kläger macht diese Bewegung mit der Hand nach.)

Präsident: Das ist nicht nöthig; wir wissen, wie die Hunde das machen.

Kläger: Nun gut; ich streichle dem Hunde den Rücken, er macht eine sehr zufriedene Miene. — „Ja, mein Alter," sag' ich ihm, „du bist ein braver Hund."—Das scheint dem Kerl zu schmeicheln, denn er legt seine Vorderpfoten auf meine Schultern, und ich kratze ihm den Bauch. Doch kaum habe ich ihn da berührt, so springt er mir ins Gesicht und meine Nase verschwindet in seinem Rachen. Ich schreie Zeter und Mordio; Herr Dallery versetzt dem Hunde einen Fußtritt, holt Eau de Cologne und wäscht mir das Blut von der Nase, welche wie ein Kürbis anschwoll und mich zwang, sie vier bis fünf Tage verbunden zu tragen. Wenn man einen Hund hat wie diesen da, so sperre man ihn in einen eisernen Käfig wie einen Tiger und setze die Nasen friedlicher Bürger nicht seiner Wildheit aus.

Mr. Dallery: Ich verstehe Sie nicht, Vater Caplon! wie konnte Turban bei Ihnen friedliche Absichten voraussetzen? —

Kläger: Sie sind sehr komisch, Mr. Dallery. Hätte ich Ihrem Köter vielleicht, um ihm die Friedlichkeit meiner Absichten zu beweisen, Lyoner Würstchen mit Senf serviren sollen? (Heiterkeit.)

Mr. Dallery: Zwischen Serviren von Lyoner Würstchen und Ihrer Behandlung ist ein großer Unterschied. Turban ist das sanfteste Thier unter der Sonne.

Kläger: Schöne Sanftmuth! Aus purer Sanftmuth zerreißt er mir die Nase. (Gelächter.)

Mr. Dallery: Das ist eine Uebertreibung. Fehlt Ihnen denn etwas von Ihrer Nase?

Kläger: O nein, im Gegentheil, sie ist jetzt viel größer als früher. (Heiterkeit.)

Mr. Dallery: Eh bien! Sie wissen nicht, wie man mit Hunden umgeht.

Kläger: Hätten Sie mir das früher gesagt, so hätte ich vorher einige Lectionen genommen. (Heiterkeit.)

Mr. Dallery: Sie geben zu, meinem Hund den Bauch gekitzelt zu haben; man liebt aber so etwas nicht, die Hunde ebensowenig wie die Menschen. Was mich betrifft, so kann ich es nicht leiden, wenn mir Jemand den Bauch kitzelt, und Sie Vater Caplon, schmeichelt es Ihnen, wenn Sie auf dem Bauche gekitzelt werden? —

Kläger: Hol' Sie der Teufel! Sie hätten mir sagen sollen: Mein Hund will nicht gekitzelt sein.

Der Präsident macht diesem Dialog ein Ende, indem er den Geklagten zu 25 Francs Strafe und 25 Francs Schadenersatz verurtheilt.

Mr. Dallery (beim Weggehen): Fünfzig Francs für die Nase von Monsieur, das ist ein wenig theuer. Turban soll die Leute ein andermal in die Waden beißen, das dürfte billiger sein.

Der Kranz. Schon in den ältesten Zeiten war der Kranz als ein Symbol der Würde und Hoheit im Gebrauch; in dieser Würde finden wir Götter, Heroen, Könige, Feldherrn, Sieger in Kampfspielen und Priester bekränzt. In den Pythischen Spielen schmückten Palmen und Lorbeerkränze die Stirn des gefeierten Siegers, in den Olympischen Olivenkränze, in den Nemeischen war Epheu, in den Isthmischen Spielen die Fichte des Kampfes Preis. Am frühesten verschwand aus dieser Reihe der Lorbeerkranz; er blieb nur dem Apollo und seinem Dichter, der sich nach seiner Geliebten Daphne's Verwandlung damit schmückte. Bei fröhlichem Mahle wurden die schäumenden Becher bekränzt und selbst die heitre Stirn der Gäste zierte ein oft dreifacher Kranz. Erschien doch auch Bacchus, der freundliche Gott der Reben, mit kühlendem Epheu geschmückt, ja, er setzte den Kranz seiner Ariadne unter die Sterne. Wenn die alten Germanen zu frohem Gelage versammelt, so schwebte von der Decke herab ein Kranz über die Tafel, in dessen Mitte eine Rose schimmerte, das Zeichen der Verschwiegenheit. Daher stammt die Redewendung sub ross. Die Liebe schmückt sich mit Blumen und Kränzen, die zarte Myrte war und ist das Symbol der Jungfräulichkeit. Bei Turnieren und ritterlichen Spielen war der Kranz der sogenannte Dank, den der Sieger aus der Hand der schönsten Dame erhielt, und Kaiser und Könige rangen um diesen Ehrensold. Wie der Ring ohne Anfang und Ende das Symbol der Ewigkeit ist, so ist der Kranz mit seiner Verflechtung und Vollendung das Zeichen des erreichten Zieles—daher seine Verwendung am Hochzeitstage. Den Gebrauch des Hochzeitskranzes entlehnte das Christenthum der heidnischen Zeit. Das bleiche Antlitz des Entschlafenen zierte ein Kranz; Kinder, Mädchen und Jünglinge trugen diese Zierde im Sarge, bis dieselbe zum Andenken in der Kirche nach dem Begräbniß aufgehangen wurde. Im Havellande hat sich dieser alte Gebrauch der Todtenkronen noch bis heut erhalten. Der Dichterkranz war ein früher mit Begierde gesuchtes Ehrenzeichen. Der Erste, dem diese Ehre zu Theil ward, war Albertinus Mussatus aus Padua, den Heinrich VI. zum Dichter krönte. Eine der feierlichsten Dichterkrönungen war die der Petrarcha 1341 in Rom. Der erste gekrönte Deutsche war Conrad Celtes, dem Kaiser Friedrich III. am 1. Mai 1491 zu Nürnberg eigenhändig die Krone auf das Haupt setzte. Auch ein Martin Opitz, in dem wir den Reformator deutscher Poesie verehren, rühmte sich dieser Ehre.